

GFL

German as a foreign language

Störenfried Burton, oder die Grenzen der kolonialen Ordnung

James Orai, Nairobi, Kenia

ISSN 1470 – 9570

Störenfried Burton, oder die Grenzen der kolonialen Ordnung

James O'rao, Nairobi, Kenia

In *Der Weltensammler* schafft Trojanow einen „revisionistischen historischen Roman“, der den kolonialen Diskurs destabilisiert. Damit trägt *Der Weltensammler* zur Relativierung oder gar zur Dezentrierung der europäischen Subjektpositionen bei. Im Folgenden wird aufgezeigt, wie die Störungen der kolonialen Ordnungen in Trojanows Roman inszeniert werden. Insbesondere werden die durch die Protagonisten hervorgerufenen diskursiven Konstellationen und die Grenzen der wahrgenommenen kolonialen Ordnungen hinterfragt. Mit Burton als Hauptfigur und Provokateur erzielt der Roman meines Erachtens eine sehr überzeugende kritische Auseinandersetzung mit Diskursen von Ordnung und Bedrohung sowie mit den Wahrnehmungsmustern in einer Zeit existentieller Unruhe.

1. Einführung

Schon die ersten europäischen Expeditionen brachten ihre in europäischen Kontexten entwickelten Herrschafts- und Verwaltungsinstrumente und Praktiken territorialen Ordens mit (Jureit 2015). Dass diese Ordnungskonzepte des Staates oder der Nation in anderen Kulturen kaum vorhanden waren, und dass die zu erobernden Räume andere Strukturelemente aufwiesen, wurde von der Kolonialpolitik weitgehend ignoriert. Die Reartikulation der europäischen Ordnung auf fremdem Raum war idealtypisch mit der „Entmachtung, Umwandlung oder Indienstnahme vorgefundene[r] Machtssysteme, d[er] Unterwerfung der lokalen Bevölkerungsgruppen, d[er] Installation von regionalen und überregionalen Verwaltungsapparaten [...]“ verbunden und führte letztendlich zur Einführung der „Sesshaftigkeit als Norm“ (ebda.). All dies ist im Gegensatz zur vorkolonialen Raumimagination zu interpretieren, in der Räume nicht „territorial begrenzt, sondern als potenziell offen und ungeteilt wahrgenommen und gedeutet“ wurden, was mit „andere[n] Vorstellungen und Formen des Landbesitzes beziehungsweise der Ressourcennutzung“ korrelierte als bei sesshaften Gesellschaften (ebd.).

In Trojanows *Der Weltensammler* arbeitet der Protagonist Richard Burton als Kartograf im Dienste der englischen Kolonialmacht, die „ihre Herrschaftsansprüche zu bekräftigen und das kartographische Wissen im politischen Kontext von Kriegsführung, Rechtsstreitigkeiten, Propaganda und Repräsentation zu verwerten [versucht]“ (Baumgärtner 2012: 29). *Der Weltensammler* stellt somit einen „revisionistischen historischen

Roman“ dar, der den kolonialen Diskurs wiederaufgreift, die Geschichte aber letztlich umschreibt bzw. umdeutet oder zumindest in Frage stellt. Als solcher trägt der Roman zur Relativierung oder gar zur Dezentrierung der europäischen Subjektpositionen bei (vgl. Uerlings 2001: 129). Im Folgenden wird untersucht, wie genau die Störungen der kolonialen Ordnungen in dem Roman inszeniert werden.

Der Weltensammler ist eine Erzählung des bewegten Lebens von Sir Richard Burton, kolonialem Administrator, Spion, islamischem Konvertiten und Pilger und Ostafrika-Entdecker und -Kartografen. Aus postkolonialer literaturwissenschaftlicher Perspektive ist der Roman ein Beispiel der Neupositionierung des postkolonialen Diskurses im literarischen Umfeld. Im Mittelpunkt steht eine grenzüberschreitende Selbstbehauptung eines kolonialen Subjekts gegen koloniale Machtstrukturen und gesellschaftliche Erwartungen. Die Hauptfigur der Erzählung, Richard Burton, ist facettenreich, ambivalent und fordert die Grenzziehungen zwischen den Kolonisten und Kolonisierten heraus.

Bedenkt man, dass „Kartieren und Betrachten bereits im Mittelalter unterschiedliche Formen von Aneignung und Besitzergreifung“ waren (Baumgärtner 2012: 73), bleibt zu hinterfragen, für wen Burton die Kartografien durchführte, besonders als er unter Maske und Cross-dressing den asiatischen, arabischen und afrikanischen Raum durchquerte. Die Antwort auf diese Frage wird letztlich erlauben, die Ambivalenz Burtons als kolonialer Agent und postkolonialer Provokateur im Detail zu untersuchen.

2. Going native als Herausforderung der kolonialen Identität

„Das ideologische Paradox des Kolonialismus“ (Conrad 2016: 62-63) ist in der kolonialen Politik der Differenz zu suchen, die zwischen Distinktions- und Assimilationsbestreben immer wieder neu verhandelt werden musste, etwa im Rahmen von Mimikry aber auch „going native“ Strategien. So resümiert Conrad: „Die Furcht vor der Assimilation der Einheimischen korrespondierte mit der Sorge vor [...] der Anpassung [der Weißen] an lokale Bräuche und Sitten“ (2016: 75). All dies verweist auf „die Instabilität der eigenen Position, die sich keineswegs nur aus der zahlenmäßigen Unterlegenheit ergab“ (ebd.), sondern auch aus den widersprüchlichen ideologischen und philosophischen Grundlagen des kolonialen Projekts.

„Going native“, oder die Anpassung an lokale Bräuche und Sitten des Kolonisten (ebd.), ist ein Prozess, bei dem der Protagonist von Trojanows Roman kontroverse Vorstellun-

gen von ethnischer Differenz durch den Wechsel zwischen verschiedenen essentialistisch konzipierten kulturellen Identitäten durchbricht (vgl. Edwards 2001: 1, Ashcroft et al. 2007: 106). „Going Native“ dient also der Infragestellung der Identität einerseits, aber auch der Aufdeckung der Performativität der Identität andererseits. Letztlich höhlt es die binären Oppositionen des Kolonialdiskurses aus, in denen Schwarz und Weiß als Äquivalente für Wildnis und Zivilisation stehen, was wiederum Grundkonzepte und zentrale Hierarchien des Kolonialismus untergräbt. Nicht zufällig schlägt der Protagonist im *Weltensammler* einen eigenen Weg jenseits des kolonialen Ziels ein. Burton steht als britischer Kartograf zwar einerseits im Dienst der Kolonialmacht, verfolgt andererseits aber auch durchaus eigene Sehnsüchte und fühlt sich immer wieder mit den Einheimischen verbunden.

Eng verwandt mit dem Konzept „going native“ sind die Begriffe Maskerade und Cross-dressing.¹ Cross-dressing kann auch als die Performativität des Widerstands gegen soziale bzw. politische Zwangsordnungen betrachtet werden, denn es ist in vielen Fällen nur zum Teil strategischer Natur und deutet demgegenüber meist auch auf eine Sehnsucht nach imaginärer Identifikation mit einer anderen Kultur (Conrad 2016: 78). „Cross-dressing“ kann also in gewissem Umfang oft auch als „crossing over“ gelesen werden, bei dem kulturelle, soziale und religiöse Identitätsgrenzen überschritten werden. Maskerade wird ebenfalls literarisch als subversives Mittel eingesetzt, das immer mit sozialen Veränderungen verbunden ist. Die Maskerade verband ursprünglich die Theatralik der Bühne mit der Spontaneität des Alltags; am Wichtigsten war, dass sie den Teilnehmern erlaubte, mit ihrer Identität zu spielen. Maskeraden ermöglichen die Destabilisierung des Gewöhnlichen und die Herstellung des Ungleichgewichts im alltäglichen Diskurs (vgl. Wallen 2012: 2-3). In der Literatur sind sie oft Orte der sozialen aber auch moralischen Auseinandersetzung.

Burton greift bei seiner Auseinandersetzung mit seinen konkurrierenden Identitäten sowohl auf die Maskerade als auch auf das Cross-dressing zurück:

¹ Diese zwei Begriffe sind wiederum eng miteinander verknüpft. Durch die Annahme kulturell verfügbarer Identitäten und Posen des „Anderen“ in der Maskerade, eröffnet sich die Möglichkeit, dass vorgesehene Identifizierungen missglücken; die Maskerade fördert dadurch die Grenzen und Vorstellungen „natürlicher“ und „konstruierter“ Identität. Unter cross-dressing wird häufiger die Verkleidung gemeint. Als Aspekt der Maskerade ist es eine Inszenierung einer deutlichen Übertreibung und Parodie von Identitäten die nicht auf eine eigentliche Identität hinter der Maskerade verweist, sondern die Frage der Identität als solche in Frage stellt. Beide werden öfter in der postkolonialen Literatur als Mittel zur Inszenierung der Subversion angewendet. Vgl. Kroll (Hrsg.) (2002).

Er zog Kleidung an, die schockieren würde, Kurtas in schreigrellen Farben, ungewöhnlich breite Pumphosen aus Baumwolle, enge Wickelgamaschen und goldene Gondoliersandalen. Obwohl er darin fror. So lief er durch London, so kehrte er in die Klubs ein, begleitet von Naukaram, mit dem er sich [...] lautstark in Sprachen unterhielt, die keiner außer ihnen beiden verstand. (226)

Für Burton dienen Maskerade und Cross-dressing also der Inszenierung seiner ablehnenden Gesinnung gegenüber England und dessen kolonialer Politik. Es bedeutet aber auch eine identitäre Grenzüberschreitung sowie eine Inszenierung derselben.

Edwards (2001: 12) zufolge ist „going native“ ein Prozess der Auflösung von Subjekt-Objekt Konstrukten, innerhalb dessen das Individuum einer Kultur mit einer anderen verschmelzen kann. Der Lahiya sagt zwar über Burtons unaufhörlichen Verwandlungswahn: „Da ist ein Unterschied zwischen Sich-fremd-Werden und Maskerade. Und zwar ein großer“ (*Der Weltensammler*, 77). Im Kontext von Edwards These und Burtons Entwicklung stellt sich allerdings die Frage, wo genau der Unterschied zu finden sein soll? In einer Welt, in der „alles flimmert“ (122), werden einfache Fragen oder klare „Fixpunkte“ problematisch. Nicht zufällig erhält der Lahiya keine klare Antwort auf seine zentrale Frage zu Burtons Verhalten: „Was hatte er erhofft von diesen Maskeraden?“ (101). Obwohl Maskeraden und Cross-dressing Burton eigentlich ermöglichen, sich den hinduistischen Raum, den islamischen Raum samt der heiligen Städte Mekka und Medina und nicht zuletzt das ostafrikanische Inland bis zum Viktoriasee und der Flussmündung des Nils anzueignen und für das Imperium zu kartographieren, führen sie andererseits dazu, dass Burton den Ordnungen des Kolonialsystems entweicht und außerhalb der kolonialen Kontrolle agiert. Des Weiteren unterminiert Burton den Kolonialdiskurs durch seine „schockierende Verkleidung“ und Akzeptanz der indigenen Lebensweise, und eröffnet damit eine Alternative zu Walter Scott und seinen Kartografen.

Burtons Cross-dressing, Maskerade und Inszenierungen des „going native“ sind zudem untrennbar mit der Performanz persönlicher Identität verwoben, welche sich auch gegen das kollektive koloniale Identitätskonstrukt wehrt. All dies verweist immer wieder auf die Instabilität des durch die koloniale Politik der Differenz in den Vordergrund gerückten essentialistischen Identitätskonstruktes. Identität, so Burtons Performanz, ist instabil und diskontinuierlich. Interessanterweise ist die dem Kolonialismus zugrunde liegende Politik der Differenz für den Kolonisator bedrohlicher und beengender als für den Kolonisierten, da es „weder eine ‚Tatsache‘ des Schwarzseins noch eine ‚Tatsache‘ des

Weißseins“ gibt (Varela & Dhawan 2015: 224). „Going native“ erscheint in diesem Sinne letztlich für Burton als der einzige Weg aus dem „ideologische[n] Paradox des Kolonialismus“ (Conrad 2016: 63). All dies steht in Einklang mit etablierter und neuester Forschung zu Kolonialdiskursen. Auf die Auflösung binärer Konstrukte verweist noch Conrad, wenn er betont, dass im kolonialen Projekt die

Strategien der Differenz und der Annäherung [...] auf ambivalente Weise stets zusammen [gehören]. So stand die Unterscheidung zwischen Kolonialherren und Kolonisierten, [...], in einer prinzipiellen Spannung zu der kulturmissionarischen Ideologie der „Hebung“, die dem kolonialen Projekt seine Dynamik verlieh (Conrad 2016: 62).

Der koloniale Diskurs zeigt also „mithin eine widersprüchliche Struktur auf. Seine intendierte Abgeschlossenheit wird durch Prozesse des stetigen Entgleitens beständig von innen her sabotiert“ (Varela & Dhawan 2015: 223) und „folglich [sind] selbst auf Seiten der Kolonisatoren die Repräsentationskonstruktionen der Anderen niemals uniform gewesen“ (ebd).

Burtons Weg in die Maskerade wird durch sein Unbehagen mit seinem Los vorangetrieben:

Als wäre er nicht um die halbe Welt gesehelt, so gründlich heimelte es um ihn herum [...]. Es war Oxford und London, auf ein weiteres, und wieder von vorne. Alles war ihm vertraut, die Bilder, die Rahmen, einzelne Pferde, gemalt in Aspid, Gartengesellschaften, ausstaffiert mit Kinderscharen, schwer verdaulich wie ein Weihnachtskuchen, alles war ihm so vertraut, die niedrigen Tische, die tiefen Sessel, die Bar, die Flaschen, sogar die Schnurrbärte. All das, wovor er geflohen war, stürzte auf ihn ein. (*Der Weltensammler*, 44)

Die angestrebte Errichtung der „koloniale[n] Moderne“ (Conrad 2016: 90) schien Burton, durch die eigene Engstirnigkeit und den Universalismus des Kolonialismus bereits von Anfang an bedroht. Burtons Annäherung an die Einheimischen stellt in diesem Sinne nur einen persönlichen Aspekt von der Ambivalenz dar, die bereits im Kolonialsystem zu finden ist. Burtons Maskerade und Cross-dressing fordern vor allem die kolonialen Vorstellungen von Nation, Territorium, Rasse, Religion und Kultur als Einheit heraus. Der Export und die Reartikulation des heimatlichen Raums in den Kolonien, samt seinen sozialen, politischen, ästhetischen und symbolisch-imaginativen Qualitäten stellen für Burton die Schwachstellen des kolonialen Projekts dar.

Burtons Verwandlungen und das dann gezielte „going native“ werden in diesem Satz eingeführt:

Solange er ein Fremder blieb, würde er wenig erfahren, und er würde ewig ein Fremder bleiben, wenn er als Fremder wahrgenommen wurde. Es gab nur eine Lösung; sie gefiel ihm auf Anhieb. Er würde die Fremdheit ablegen, anstatt darauf zu warten, daß sie ihm abgenommen wurde. Er würde so tun, als sei er einer von ihnen. (*Der Weltensammler*, 80)

In Indien hat er sich wieder von der englischen Gemeinschaft getrennt und sich den Einheimischen angenähert, trotz aller Warnungen „sich von allem Fremden fern[zuhalten]“ (25). In dieser Situation werden drei Wege aus dem kolonialen Ordnungsraum aufgezeigt: 1. Die Aufgabe der verbindlichen Loyalität zur Nation, denn Burton eröffnet sich einen eigenen Weg jenseits aller ihm bekannten Orte. Die Engstirnigkeit seiner Landesleute und die durch Differenz geprägte Weltsicht in Indien sowie die Melancholie nach seiner Rückkehr nach England motivieren ihn zum „going native“. 2. Eine Reise durch die Weltreligionen – Christentum, Hinduismus und Islam – als Suche nach Alternativen zu vereinheitlichenden Konstrukten. Im Hinduismus sieht er beispielsweise die vielfältigen Gottheiten als Alternative zu dem einen christlichen Gott, der die homogene Weltwahrnehmung der Kolonisten prägt. Mit seiner Akzeptanz der verschiedenen Weltreligionen vollzieht sich Burtons Prozess des „going native“. 3. Eine Reise um die Welt verbunden mit vielen Verwandlungen als Aufbäumen eines alle Pedanterie und verbindende Strukturen und Ordnungen verabscheuenden Subjekts.

Das Interessante an Burtons Verwandlungen ist, dass er sich selbst nicht im Klaren ist, was er erzielen möchte. Es ist bereits woanders vermerkt worden, dass Burton, obwohl er als Kosmopolit² betrachtet werden könnte, nicht in die engeren Definitionen von Kosmopoliten passt (vgl. Mittermayr 2011: 32-34). Antriebsmotor für Burtons „going native“ ist ja primär der des gelangweilten und neugierigen Subjekts. Hinter seinen Maskeraden steht kein moralischer Zwang, das Leben der Einheimischen zu verbessern, was für den Kosmopoliten von Bedeutung wäre. Er ist egoistisch und „[e]igentlich ist es gar nicht seine Art, freiwillig Teil einer größeren Ordnung zu sein“ (*Der Weltensammler*, 302). Aber dadurch, dass er das Persönliche vor dem Kollektiven stellt, und bereit ist, seinen eigenen Weg jenseits des kolonialen Projekts zu gehen, stellt er für seine Landesleute ein Problem dar. Er wagt es, sich jenseits der festgelegten kolonialen Ordnungen zu behaupten. Seine Grenzüberschreitungen verletzen die Ordnungs-

² Kosmopolitismus und Weltbürgertum sind zwei eng miteinander verbundenen Begriffe. „Ein Kosmopolit ist jemand, der sich als Bürger der ganzen Welt versteht. Grenzen, sei es staatlicher oder nationaler Art, spielen für ihn keine wesentliche Rolle. Ein Kosmopolit fühlt sich überall zuhause. Seine Heimat ist die ganze Welt.“ (Ulfig 2012).

strukturen des Kolonialismus und machen ihn rasch seinen Kollegen gegenüber unbeliebt. Man misstraut ihm sogar: „Es hatte sich schnell herumgesprochen, daß der Griffin ein Sonderling war“ (52). Weil er gegen die Politik der Differenz und der Segregation Stellung bezieht, wird er aus der Gemeinschaft der Zivilisierten ausgestoßen. Nicht zufällig resümiert Naukaram: „Ich habe nur gehört, sie hätten begonnen, ihn in der Messe den weißen Neger zu schimpfen. Sie fanden, er wird seinem Volk untreu, wenn er sich wie einer der Wilden anzieht“ (112). Trojanow skizziert also schon in den ersten Kapiteln eine Figur, die sich selbst Zentrum ist. Sie lehnt die allgemeinen Spielregeln ab und lässt ihre Beweggründe bestenfalls vermuten. Insofern stellt Burton die sogenannten ‚weißen Subalternen‘ dar, d. h. „Arbeitslose und Vagabunden, Bettler, Straffällige und Landstreicher, entlassene Seeleute und auch europäische Prostituierte“ (Conrad 2016: 78), die in den Kolonien die kolonial definierte Hierarchie zwischen europäischer Überlegenheit und einheimischer Rückständigkeit oder Minderwertigkeit gefährden könnten, und daher als unerwünscht galten.

Das Antriebsmoment zum going native bietet also in erster Linie die unheimlich gewordene Heimat, welche wiederum die Fremde verlockender macht. Die Pedanterie des Lebens in England, die in die Kolonien exportiert wurde, verstößt gegen Burtons Kosmopolitismus: „die Kindheit in Italien und Frankreich als Sohn eines Ruhelosen, die Internatszeit in der vermeintlichen Heimat“ (*Der Weltensammler*, 25). In dieser Konstellation kann die Heimat kaum einen Anreiz bieten. Die Sehnsucht nach der Ferne wird zur subversiven Kraft gegenüber der Heimat, der Burton wegen Knauserigkeit und Reizlosigkeit entkommen will: „Burton konnte es nicht abwarten, dieses Land wieder zu verlassen, seine Familie in dem halbwegs erträglichen Frankreich zu besuchen. [...] Er war nicht gewillt, sich dem Mittelmaß anzupassen“ (226). Sein „going native“ erfolgt zunächst durch die Ablehnung der Metropole zugunsten der Peripherie des Imperiums. Seine Flucht aus London in den Außendienst in den Kolonien bildet nur die erste Etappe einer langen Verwandlungsreise. Sein Auszug aus Indien ist eine Kritik der aus dem Englischen übertragenen Klassenbildung in den Kolonien und der überlegenen Haltung der Offiziere, die eine strenge „Grenze zwischen dem Gehirn des Imperiums [d. h. den Kolonisten] und seinen Gedärmen“ [d. h. den Einheimischen] (25) gezogen hatten. Dass Burton als Offizier des Imperiums sich gegen das Imperium wendet, ist vielleicht das bedeutendste Beispiel der Subversion überhaupt. Sein Unmut gegenüber der englischen Gesellschaft verwandelt sich, wie bereits erwähnt, in ein persönliches

Projekt. In den vollzogenen Verwandlungen und durch sein Cross-dressing möchte er seine Ablehnung jedweder Identifizierung mit seiner imperialistischen Herkunft zum Ausdruck bringen. Sein öffentliches Auftreten in London in „Kleidung [...], die schockieren würde“ und seine Unterhaltung „in Sprachen [...], die keiner außer ihnen beiden verstand“ (*Der Weltensammler*, 226) verdeutlicht dieses Unbehagen.

Mit der schockierenden Verkleidung stellt Burton sein „Sich-fremd-Werden“ zur Schau und verabschiedet sich von der Gesellschaft der ‚Zivilisierten‘. Sein Infragestellen von imperialistischen Wertvorstellungen und Überzeugungen führt zur Ablehnung der englischen Gesellschaft: „Wieso muß es ein Zentrum geben? Wegen der Sonne? Wegen des Königs? Wegen des Herzens?“ (320). Burtons Hinterfragen der Religion – des Bilds der kolonialen Einheitlichkeit und Ordnung überhaupt – zeigt seine grundlegenden Zweifel an den ordnenden gesellschaftlichen Strukturen.

Burtons „going native“ wird in vier Etappen vollzogen und beschreibt die Anatomie eines Flüchtigen: Als imperialer Offizier und Spion wehrt er sich gegen das Imperium und kritisiert es; als Gläubiger des Hinduismus distanziert er sich von den christlichen Werten; als Moslem und Derwisch pflegt er, „dem verwirrten Weg [eines Derwischs zu] folgen“ (272); als Hadji nimmt er die Wüste wahr, den Ort des klassischen Pilgers überhaupt, und schließlich erweitert er als Entdecker seine Horizonte, indem er die Rolle des Wegweisers des Imperiums in Ostafrika übernimmt. Der Kadi fasst die Verwandlungen Burtons folgendermaßen zusammen: „Sheikh Abdullah ist ohne Zweifel der britische Offizier Richard Burton, ein gelehrter Mann, vielleicht ein Moslem, vielleicht ein Shia, vielleicht ein Sufi, vielleicht aber auch nur ein Lügner, der sich als dieses und jenes ausgab, [...] mit welcher Absicht auch immer“ (290) Naukaram, Burtons Diener in Indien, stellt auch die Frage nach dem Zweck von Burtons Verwandlungen. Er sagt in seinem Gespräch mit dem Lahiya: „Wie kein anderer Mensch war er in der Lage, sich ohne Mühe in die Welt jedes anderen hineinzubegeben. Er konnte sich die Umgangsformen und die Werte der Menschen aneignen, die ihm gegenüberstanden. Ohne sich anzustrengen“ (202). Dass Burton diese Verwandlungen unternehmen kann, „ohne sich bewußt dafür zu entscheiden“ (ebda.), zeigt des Weiteren auf, wie tief seine Ablehnung des kolonialen Projekts in seiner Psyche internalisiert ist. Burtons Maskeraden im Zuge seines „going native“ sind gesellschaftliche Kritik und persönliche Grenzziehung zugleich.

3. „Gegen die ‚Sesshaftigkeit als Norm‘: Das Nomadentum als subversive Instanz der kolonialen Raumwahrnehmung

Richard Burtons Tätigkeiten für die koloniale Bürokratie, das Kartografieren fremder Länder und die Spionage, stellen grundlegend andere Raumeignungsschema dar, die sich gegen die Sesshaftigkeit der europäischen Norm stellen. Sie dienen aber auch der Unterstützung und Festigung der kolonialen Ordnungsstrukturen: „Wir fangen die Landschaft ein wie ein wildes Pferd. [...] Zuerst wird erobert, dann wird vermessen“ (*Der Weltensammler*, 121), sagt Hauptmann Walter Scott. Burtons anvisiertes Nomadentum unterminiert jedoch diese Ordnungsstruktur.

Der Nomade „wird regelmäßig als Paradebeispiel für Rückständigkeit und Unzivilisiertheit verurteilt“ und gilt häufig „als wild, freiheitsliebend, kriegerisch und geheimnisumwoben“ (Gertel 2015). Aber genau in dieser Wahrnehmung instrumentalisiert Burton sein Nomadentum für die Subversion der kolonialen Gesellschaftsordnung. Das Nomadentum, das „für ein hohes Maß an Mobilität sowie für Freiheit, Grenzüberschreitung und Nonkonformismus steht“ (Lipphardt 2015), bietet ihm einen großen Spielraum zur kritischen Distanz von dem Imperium. Die Flexibilität und die ständige Anpassung, welche die typischen Kennzeichen des Nomadismus darstellen, fehlen in der Kolonialstruktur. Und obwohl Nomadentum im Kern von Wanderungen gekennzeichnet ist, lässt es sich nicht nur im Sinne des Reisens, sondern auch als eine Form des Übergangs und des Widerstands gegenüber ‚sozial kodierten Denk- und Verhaltensweisen‘ definieren (Scovazzi 2016: 4). Der Nomade agiert also durch seine Wanderung gegen die Kategorisierung sowie die Fixierung auf strukturelle Denk- und Verhaltensmuster; es ist ein Kampf des Persönlichen gegen die Kollektive (vgl. Scovazzi 2016: 4-5).

Burtons Nomadentum widersetzt sich insbesondere der Sesshaftigkeit der kolonialen Ordnungsstruktur und bietet damit eine Alternative zu festen Identitätsvorstellungen. Die Dynamik, die mit dem Nomadentum verbunden ist, eröffnet also einen Raum, aus dem Burton verschiedene Subjektpositionen unter der Rubrik vieler Namen und Gestalten persönlicher Raumeignung jenseits des kolonialen Projekts entwickeln kann. Burtons Nomadentum steht im Einklang mit den einheimischen Strukturen, welche die koloniale Politik der Differenz zu unterminieren versuchen, und fordert, narrative aber auch kulturelle Gemeinschaften neu zu denken. Das Ziel des Nomaden ist in diesem Sinne die Selbstbefreiung von gesellschaftlichen Einschränkungen und Erwartungen. Dies bedeutet für das Subjekt, dass es sich in einer neuen Weltordnung zurechtfinden

muss, wo seine Handlungen keinen gesellschaftlichen Bestimmungen unterliegen. Wird Kolonialismus hier als Umbruchs- und Aufprallmoment sowohl für den Kolonisatoren und den Kolonisierten betrachtet, so rücken die Verortungs- und Positionierungsversuche beider Spieler in den Vordergrund – mit dem Resultat, dass die militärisch überlegene Kolonialstruktur gewinnt. Für das Subjekt aus diesem mächtigen Milieu, das voller Unbehagen ist, bleibt nur die Selbstverbannung aus dieser Gesellschaft. Durch seine Maskerade distanziert sich Burton von der kolonialen Identitätsvorstellung; in seinem Nomadentum steht er für die Selbstbehauptung eines Individuums gegen die koloniale Raumimagination und unterminiert dabei insbesondere die kolonial angestrebte Raumeignung durch Sesshaftigkeit. Für den Nomaden sind Räume nicht territorial begrenzt, sondern als potenziell offen und ungeteilt wahrzunehmen und zu deuten. Für die eingehende koloniale Ordnung stellt Burtons Aneignung der vorkolonialen nomadischen Raumwahrnehmung geringer Fixiertheit und erheblicher Wandelbarkeit eine Bedrohung dar. Der von den Kolonisten angeeignete Raum war selbstverständlich weder ein unbesetzter Raum, noch ein Raum ohne Ansprüche, wie dies immer wieder behauptet wurde; er war auch keine „tabula rasa“ und wurde kollektiv von geregelten lokalen Nutzergruppen und ihren Gewohnheitsrechten (Gertel 2015) genutzt. Burtons Wendung zum Nomadentum rekonstruiert damit zugleich auch diese durch den Kolonialismus zerstörte Lebensordnung.

Zentral für Burtons Nomadentums ist immer wieder die dort angelegte Freiheit. Nicht zufällig resümiert Nail (2015) das Nomadentum als „Widerstand gegen die Fesselung“: das Nomadentum stelle einen „Kampf gegen die Sklaverei der Zugehörigkeit zu einer Nation, einer Identität und einem Volk“ dar (Nail 2015: 11). So aufgefasst präsentiert sich das Nomadentum für Burton sogar als eine kritische Strategie ‚kreativer Mobilität‘ gegen die Homogenisierungsaspekte des Kolonialismus. Insbesondere stemmt sich der Nomadismus gegen die regressiven Rückführungen zum Nationalismus, zum Tribalismus und zu essentialistischen Identitäten, die die koloniale Politik der Differenz inspiriert.

4. Fazit: Die Subversion des imperialistischen Projekts durch das Persönliche

Jede Form von dauerhafter Grenzziehung, und insbesondere der Unterschied zwischen dem Imperialistischen und dem Persönlichen, wird letztlich in der Figur von Burton verwischt. Im Gegensatz zum tradierten Kartografen, der primär die die Grenzen des

Imperiums vermisst und festlegt, distanziert Burton sich letztlich von solchen „Festpunkten“ und damit verbundenen territorialen „Werten“ durch eine persönliche Raumeignung und verschiedene Verwandlungen. Das Scheitern des imperialistischen Strebens betont in diesem Kontext die Bedeutung des persönlichen Unternehmens und verweist auf das Vorrücken des Individuums als Bedeutungsträger gegenüber dem Kollektiv, das im Zentrum des Kolonialismus steht. Das britische Imperium, das zunächst hinter Burton steht, mag ihn letztlich als aggressiven Einzelgänger und Verräter betrachten; und Burton mag jedwede Relationen mit dem Imperium verleugnen, aber die Tatsache, dass das Imperium ihm die notwendigen Antriebskräfte für sein Unternehmen gibt, kann kaum bestritten werden. Die Verwandlungen und Maskeraden sind sowohl ein Weg zur Ablehnung und Herausforderung des Imperiums („Er mußte sich nicht anpassen. Nicht im geringsten“, *Der Weltensammler*, 44), als auch zur Infragestellung aller bestehenden Positionen. Als Außenseiter des imperialistischen Außendienstes ist Burton doppelt vom Zentrum des Imperiums entfernt. Seine Verwandlungen und angenommenen Identitäten stellen seine eigene Pilgerreise auf der Suche nach dem Selbst dar. Neue Räume und Grenzen sind für ihn lediglich Anreize zu weiteren Verwandlungen.

Bibliographie

- Ashcroft, B.; Griffiths, G.; & Tiffin, H. (2007) *Post-Colonial Studies. The Key Concepts* (2. Aufl.). London, New York: Routledge.
- Baumgärtner, I. (2012) Das Heilige Land kartieren und beherrschen. In: I. Baumgärtner und M. Stercken (Hrsg.) *Herrschaft verorten. Politische Kartographie im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*. Zürich: Chronos Verlag, 27-75.
- Conrad, S. (2016) *Deutsche Kolonialgeschichte* (3. Aufl.) München: Verlag C.H. Beck.
- Edwards, J. D. (2001) Going Native in Robert Kroetsch's *Gone Indian*. *Studies in Canadian Literature/Études en littérature canadienne* 26/1. Online : <https://journals.lib.unb.ca/index.php/scl/article/view/12874/13930>, letzter Zugriff 3.12.2018.
- Gertel, J. (15. June 2015) Nomaden – Aufbrüche und Umbrüche in Zeiten neoliberaler Globalisierung. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 26-27/2005. Online: <http://www.bpb.de/apuz/208249/nomaden-aufbrueche-und-umbrueche-in-zeiten-neoliberaler-globalisierung?p=all>, letzter Zugriff 4. 12.2018.
- Jureit, U. (2015) Herrschaft im kolonialen Raum: Territorialität als Ordnungsprinzip. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 26-27/2015. Bundeszentrale für politische Bildung, <http://www.bpb.de/apuz/208251/herrschaft-im-kolonialen-raum-territorialitaet-als-ordnungsprinzip?p=all>, letzter Zugriff 3.11.2018.
- Kroll, R. (Hrsg.) (2002) *Metzler Lexikon. Gender Studies. Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart/Weimar: Verlag J. B. Metzler.

- Lipphardt, A. (2015) Der Nomade als Theoriefigur, empirische Anrufung und Lifestyle-Emblem. Auf Spurensuche im Globalen Norden. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 26-27/2015. Bundeszentrale für politische Bildung, <http://www.bpb.de/apuz/208257/der-nomade-als-theoriefigur-empirische-anrufung-und-lifestyle-emblem-auf-spurensuche-im-globalen-norden?p=all>, letzter Zugriff 4.12.2018.
- Mittermayr, A. C. (2011) Kosmopolitische und kosmopolitisch-engagierte Literatur am Beispiel Ilija Trojanows. Wien. Online: <http://othes.univie.ac.at/15547/>, letzter Zugriff 25.3.2019.
- Nail, T. (2015) *The Figure of the Migrant*. Stanford: Stanford University Press.
- Scovazzi, E. (2016) The voices of water: Mobility and Subversion through the stories and biographies of London Canals. *perifèria* 21/1, 4-33. Online: <https://core.ac.uk/download/pdf/45665134.pdf>
- Uerlings, H. (2001) Die Erneuerung des historischen Romans durch interkulturelles Erzählen. Zur Entwicklung der Gattung bei Alfred Döblin, Uwe Timm, Hans Christoph Buch und anderen. In O. Durrani,; J. Preece (Hrsg.) *Travelers in Time and Space. The German Historical Novel / Reisende durch Zeit und Raum. Der deutschsprachige historische Roman*. Amsterdam/New York: Rodopi.
- Ulfig, Alexander (2012) Kosmopolitismus in Zeiten der Globalisierung. In: *Cuncti*, Online: <https://www.cuncti.net/gesellschaft/278-kosmopolitismus-in-zeiten-der-globalisierung>, letzter Zugriff 31.8.2019.
- Varela, M., & Dhawan, N. (2015) *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Wallen, A. B. (2012) The Philosophic Game: Eighteenth-Century Masquerade in German and Danish Literature and Culture. University of Minnesota Ph.D. Thesis, https://conservancy.umn.edu/bitstream/handle/11299/130372/Wallen_umn_0130E_12796.pdf;sequence=1, Letzter Zugriff 3.12.2018.

Kurzbiographie

James Orao (oraojames@yahoo.com), Dr. phil., Dozent für Germanistik an der Universität Nairobi (Kenia). Promotion 2014 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Lehr- und Forschungsschwerpunkte: deutschsprachige Gegenwartsliteratur, interkulturelle Literaturwissenschaft, Gegenwartsliteratur über/aus Afrika. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Selbstverortungen – Migration und Identität in der zeitgenössischen deutsch- und englischsprachigen Migrationsliteratur* (2014); Überlegungen über die Figurationsmöglichkeiten des Migranten in der zeitgenössischen interkulturellen Literatur am Beispiel von Trojanows Romanen ‚Der Weltensammler‘ und ‚Die Welt ist groß und Rettung lauert überall.‘ In: S. Mayanja, et al. (Hrsg.) ‚*Das Zentrum bewegt sich*‘. *Aufsätze zur (ost-)afrikanischen Germanistik*, 9-17 (2018).

Schlagwörter

Der Weltensammler, Trojanow, Kolonialdiskurs, revisionistischer Roman, Kolonialismus, Ordnungen, Going native, subversiver Diskurs